

Tugend des Rebellierens

Zum Tod von Niklaus Meienberg

An das Kräftige glauben, vom Schrecken sich nicht lähmen lassen, entschlossen sein, wo Gefahr droht: so etwa hiessen die Tugenden der männlichen Art, die an Gymnasien und Internaten, wie sie Niklaus Meienberg besuchte, über Jahre eingeübt werden sollten. Was Treffsicherheit, Tatkraft, Herzhaftigkeit oder auch nur tapferes Drängen ist, hat man uns an der Lateinschule zu Disentis schon beigebracht. Virtutes waren im Stundenplan gut dotiert.

Und die Rebellion? Eine heikle Angelegenheit. Von der Rebellion der Engel am Schöpfungstag bis zu jener der Gläubigen zur Reformationszeit oder des Bürgertums am Ende des Ancien régime: immerdar eine sündige und dubiose Sache, wie das Aufbegehren halt eine Undankbarkeit und Irreverenz gegen die Autorität ist und deshalb für den Christenmenschen auch gefälligst zu unterlassen. Über das Gottsträfliche des Rebellen, vom Ketzer bis zum Tyrannenmörder, liess man uns ebensowenig im unklaren.

Entscheidend ist, was einer aus Bildungsvoraussetzungen dieser Art für seine eigene Lebenspraxis zu tun vermag. Wer mit Niklaus Meienberg an der Schule war, wird ihm gern zugestehen, dass keiner der damaligen und - soweit bis anhin bekannt - der nachkommenden Absolventen von diesem Konflikt so produktiven Gebrauch gemacht hat wie er. Dass keiner die Tugenden des Rebellen so hervorzukehren und daraus eine so glänzende Profession zu machen vermochte. Und dass keiner ein besseres rhetorisches Rüstzeug und eine unbesiegbare Streitlust von der Schule mit ins Leben nahm.

Wie hätte er da nicht zu dem werden sollen, was er zumindest für die deutschsprachige Öffentlichkeit der Schweiz dann wirklich geworden ist? Das enfant terrible der Anklage und der Beschimpfung, das seine Kraft und seine Wut hinauszuschreien und hinauszuschreiben vermag. Ein Scharfrichter derjenigen, deren Ruf ihm zu Unrecht gut schien. Ein Rächer und Verteidiger dort, wo jemand ihm vergessen, verjagt, ausgegrenzt vorkam. Wer jetzt, nach diesem bestürzt machenden Ende, seine Bücher in die Hand nimmt - 14 sind es -, ist überrascht und beeindruckt von dieser schier unerschöpflich scheinenden Energie des Hinweisens und Insistierens, des Polterns und Schimpfens, aber auch des Klagens und Werbens. Manchmal hat man die Vermutung, sein erster Befund laute: «La Suisse s'ennuie», und er wollte mit all seinen Kräften und seinem Vermögen gerade dagegen etwas unternehmen.

In einem seiner Bücher taucht ein Zitat aus Theophile Gautiers «Paris-Capitale» von 1871 auf. «In den Tiefen der Finsternis unter allen grossen Städten wimmelt es gräulich von stinkenden Tieren, giftigen Tieren, widerborstigen Perversitäten, welche die Zivilisation nicht zähmen konnte . . . Eines Tages passiert es, dass der Wärter die unterirdische Menagerie zu schliessen vergisst, und mit schrillum Geheul streifen die Bestien durch die erschrockene Stadt.» Er war selbst dieser Wärter, der eine Nase für stinkende Wesen hatte. Nur entkamen diese ihm nicht aus Versehen, er wollte vielmehr alles, was unter den Decken des Anstands und der Konventionen sich verkrochen haben mochte, hervortreiben, ans Licht scheuchen, blamieren.

Das war vielleicht seine grösste Passion und Begabung. Unter bewusster Nicht-Schonung des Privaten - die Trennung von öffentlicher und privater Sphäre liess er als radikaler Moralist gar nicht gelten - hat er die Figuren, auf die er ein Auge geworfen hatte, nach Eiterbeulen abgesucht, um an diesen dann mit dem Triumphgefühl des besseren Finders in den Journalen nicht ohne Schadenfreude herumzusezieren. Seine Gier auf das, was in der Öffentlichkeit zählt, hat ihm freilich nicht nur Anerkennung eingetragen. Viele, denen er sich unter der

Kapuze des freundlichen Recherchierers näherte und die darüber gar nicht ungeschmeichelt waren, haben ihn schnell allein gelassen, wenn die Sache unangenehm und brenzlich wurde. Daran hat er die Einsamkeit kennengelernt, die auch eine Folge seines eigenen Berufsverständnisses war.

Denn wehe, einer - selbst ein Freund - gab ihm zu verstehen, er halte ihn nicht für den grössten unter den politischen Schriftstellern und für den sprachgewaltigsten unter den Reportern in helvetischen Landen! Wehe, einer warf ihm Eitelkeit, Launen und seinen Tick für Adlige und Prominente vor! «Die Gockel vom Sockel herunter / Dann werden wir vielleicht gesunder», hat er in einer von ihm so gern praktizierten Spott- und Lustreimerei verlangt. Und wusste doch selbst, wie unerträglich es ist, nicht auf dem Sockel zu sein, den Gockel nicht schmettern lassen, die Prachtfedern nicht spreizen zu können!

Wir hatten es nicht gut miteinander. Er wollte mir einige kritische Sätze über seine Bücher nicht verzeihen. Doch den Vorschlag, den er mir vor einem Monat in einer Zürcher Gartenwirtschaft machte, sollte man aufgreifen. Als ich wissen wollte, wie man veraltete Bosheiten und Verletzungen ausräume, sagte er insistent: «Analysieren! Analysieren!»

Jetzt ist es zu spät, um sich um Bosheiten zu kümmern. Doch was Niklaus Meienberg hinterlassen hat, seine 14 Bücher, die kann man analysieren. Jetzt, da er uns den Charme und den Furor seiner körperlichen Präsenz entzogen hat, fällt der Blick darauf womöglich anders aus. Um dies zu belegen, ist es freilich noch zu früh. Doch eines will ich ihm noch nachrufen: Wir werden nachtragend sein, wie du es mit uns warst. Trivialgedicht und Liebeslied, das sprachliche Lustwandeln wie die ungezügelten Verbalinjurien, die Familiengeschichten und die öffentlichen Skandale, deine Flüche und deine Bevormundungen, deine Lust am Sprachspiel und deine Wut auf die Realität: alles werden wir analysieren, alles.

Besseres haben wir Niklaus Meienberg jetzt leider nicht mehr zu bieten.

Iso Camartin